

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31886-5

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf

www.fischerverlage.de.

Jane L. Brandt

La Chingada

oder
der Zorn Gottes

Ein Roman aus der Zeit,
als Spanien die
Neue Welt eroberte

Scherz

Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Amerikanischen von Hans Erik Hausner.
Titel des Originals: «La Chingada». Erste Auflage 1981. Copyright © 1979 by
Jane Lewis Brandt. Gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag, Bern und
München. Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen, foto-
mechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und auszugsweisen Nachdruck,
sind vorbehalten. Schutzumschlag unter Verwendung eines Fotos von Werner
Herzog.

Ehe die Götter kamen

30. Dezember 1500–26. März 1519

1 Manche nennen mich *La Chingada* und behaupten, ich sei eine Hure. Sie lügen. Eine Hure verkauft ihren Körper, aber ich habe den meinen verschenkt, und mein Herz und meine Seele dazu, bis zum bitteren Ende. Andere sagen, ich sei eine Verräterin. Auch sie lügen. Ich habe niemanden verraten, sondern wurde selbst verraten. Aber schon von der Stunde meiner Geburt an schien mir ein seltsames Schicksal bestimmt zu sein.

Ich wurde um Mitternacht geboren, während der Donner grollte und die Blitze zuckten. Daß ich überhaupt geboren wurde, verdanke ich nur dem kühnen Eingreifen meiner Großmutter Ix Chan. Die Wehen hatten lange vor Sonnenuntergang eingesetzt, und schließlich brach meine Mutter erschöpft zusammen. Die alte Hebamme versetzte ihr sanfte Stöße, redete ihr gut zu und ermahnte sie, aber vergeblich. Da hatte meine Großmutter eine ihrer Visionen und sah die Lösung. Sie lief zu meinem Vater, der mit den Sippenältesten und den Priestern in der Haupthalle des steinernen Palastes wartete, und sagte ihm, was er zu tun hatte.

Er legte meine Mutter auf eine Strohmatten, kniete hinter ihrem Kopf und preßte mit beiden Händen kräftig gegen den gewölbten Bauch. Er forderte sie immer wieder auf, ihm zu helfen, und schließlich schob er mich aus ihrem Körper in diese Welt.

Dann trat der Hohepriester ein, und die Hebamme hielt mich ihm entgegen. Er bespritzte mich mit Wasser und bestrich die weiche Stelle auf meiner Schädeldecke mit weißem Maisbrei. Dabei rief er

Ixchel, die Mondgöttin, um Beistand an und band mir einen Gürtel aus Schlangenleder um, von dem eine goldene Muschelschale herabhäng, das Symbol der Reinheit, mit der er meine Genitalien bedeckte. Diese Muschelschale mußte ich tragen, bis ich erwachsen war. Meine Geburt war so wichtig, daß der Hohepriester sich persönlich um mich bemühte, denn ich war das erstgeborene Kind des Herrschers von Paynala.

Meine Großmutter hat mir das alles erzählt, auch wie der Wind in dieser Nacht beinahe das steile Strohdach davontrug und wie die Flammen der Fackeln zuckten. Und auch, wie meine Mutter das Gesicht zur Wand drehte, als sie hörte, daß sie eine Tochter geboren hatte, und schlief oder vielleicht auch nur so tat. Deshalb waren die ersten Arme, die mich liebevoll umschlossen, die meiner Großmutter. «Deine Mutter hat sich einen Sohn gewünscht», sagte sie, «aber ich wollte eine Enkelin, die mein Alter wärmt.» Nachdem mein Vater sich vergewissert hatte, daß meine Mutter nur schlief und nicht gestorben war, kam er zu mir, betrachtete mich und wischte zärtlich das Blut von meinem Kopf. Er war es, der mir den Namen eines hohen, schneebedeckten Berges im Norden gab: Malinche.

Meine Großmutter war fünfzig Jahre alt, eine kleine, zarte Witwe, aber die Kraft brannte in ihr wie eine heimliche Flamme. Sie hatte in Paynala geherrscht, bis ihr Gemahl gestorben war, und gelegentlich saß sie immer noch mit den Sippenältesten und den Kriegshäuptlingen im Rathaus. Sie empfanden Ehrfurcht vor ihr, weil sie die Gabe der Prophezeiung besaß und sehr weise war. Sie trug immer eine lange, lose Jacke, grün wie die Schatten des Dschungels, und kleine, glänzende Schmuckstücke in der hochaufgetürmten Frisur. Ihre Augen waren dunkel und tief und von einem Kranz kleiner Fältchen umgeben. Sie zweifelte nicht daran, daß Paynala eine bedeutende Stadt war. «Viele Götter sind uns wohlgesinnt», erzählte sie mir, «weil unsere Vorfahren sich weigerten, bösen Priestern zu gehorchen, die die geheiligten Symbole schändeten.» Ich hatte damals keine Ahnung, was das bedeutete, aber ich begriff, daß wir ein auserwähltes Volk waren.

Deshalb waren alle darüber empört gewesen, daß mein Vater Taxumal, die Tochter des Häuptlings einer kleinen Stadt in den Bergen westlich von uns, zur Frau genommen und mehrere junge Damen angesehener Familien von Paynala verschmäht hatte. IX

Chan hätte jede von ihnen lieber zur Schwiegertochter gehabt als meine Mutter.

Meine Großmutter gab zu, daß Chituche, meine Mutter, mit achtzehn sehr schön gewesen war; ihre Augen waren groß und schräg gestellt und ihr Mund voll und ein wenig traurig. Sie war geschickt im Weben und im Verarbeiten von Federn und verstand es, die wilden Vögel des Dschungels um ihrer Federn willen in Fallen zu fangen. Sie hatte mehrere Männer, die sie heiraten wollten, abgewiesen, und ihre Eltern drängten sie nicht, sich einen Gefährten zu nehmen. Sie hatte vier ältere Brüder, für die sie Mais mahlen und Kleider weben mußte, aber ausschlaggebend waren nicht diese praktischen Erwägungen, sondern Chituches unbeugsame innere Stärke gewesen. Wenn man versuchte, sie zu etwas zu zwingen, was sie nicht wollte, wurde sie nie zornig, sie schmolte und weinte auch nicht. Sie verschwand einfach. Sie kannte geheime Verstecke im Dschungel und nahm immer ihr Obsidianmesser mit. Aber als meine Mutter meinen Vater erblickte, veränderte sie sich über Nacht. Sie wusch ihr blauschwarzes Haar mit Rindenseife und legte einen neuen Rock an, den sie selbst gewebt hatte. Sie kniete auf der Abendbrot-Matte ihm gegenüber, blickte auf und sandte den starken Wunsch aus, er möge sie begehren. Er fühlte sich sofort zu dem schönen, schweigsamen Mädchen hingezogen und glaubte, daß sie tiefgründiger wäre als die anderen.

Mein Vater war stattlich, edel, hochgewachsen und keineswegs der Mann, der eine Frau voreilig wegen ihrer äußeren Schönheit heiraten würde. Sein Entschluß, mit einer Fremden die Kleider zu verknoten, war zum Teil durch politische Erwägungen bestimmt; durch die Heirat wurde ihre Stadt zu Paynalas Satelliten, und mehrere Dörfer im Westen schlossen sich ihr an. Das bedeutete, daß Paynala in Zeiten der Gefahr mit zusätzlichen Kriegern rechnen konnte. Bis jetzt war es der Herrschaft der Azteken entgangen; ihre Hauptstadt befand sich weit entfernt im Nordwesten. Aber Taxumal, mein Vater, wußte, daß sie kürzlich Städte an der Küste erobert hatten; Paynala lag nicht weit davon im Landesinneren.

Und so kam meine Mutter nach Paynala, und in einer Zeremonie am Fuß der großen, grauen Steinpyramide auf der Plaza verknotete der Hohepriester ihre Kleider und ihre Leben. «Du verdankst Chituche deine äußere Schönheit», gab meine Großmutter einmal

zu. «Obwohl es lange genug gedauert hat, bis du gezeugt wurdest, wie die Mondgöttin nur allzugut weiß.»

Das erste Ereignis, an das ich mich wirklich erinnere, ist der Tag, an dem die fahrenden Händler nach Paynala kamen; ich war damals vier Jahre alt. An der Spitze gingen zwei abstoßend häßliche Männer mit langen, dunklen Umhängen. Sie trugen hohe schwarze Hüte mit runden Köpfen. Es waren *pochtecas*, Kaufleute aus der fernen Hauptstadt der Azteken, gerissene, harte Männer, die im Laufe der Jahrhunderte den Handel zu einem so ehrbaren Beruf gemacht hatten, daß einige von ihnen sogar in die niedrigen Adelsränge der Azteken erhoben wurden. Sie legten auf ihren Reisen große Entfernungen zurück – von Meer zu Meer und von den Wüsten im Norden bis hinunter nach Yucatán –, sie beherrschten viele Dialekte und trieben Tauschhandel mit exotischen Waren, Sklaven und Neuigkeiten. Immer folgte ihnen eine Reihe beinahe nackter *tamanes*, menschliche Tragtiere; die schweren Lasten, die sie auf ihren gebeugten Rücken trugen, waren mit Lederbändern an ihren Stirnen festgeschnallt.

An dem Tag, an den ich mich so gut erinnere, führten die Händler mehrere Sklaven mit; sie waren alle mit Stricken, die um ihre Hälse lagen, an einer langen Stange festgebunden. Unter ihnen befand sich auch ein Kind. Als ich meine Mutter fragte, warum die Leute angebunden waren, erklärte sie mir, daß die Händler sie verkaufen wollten, und wenn sie widerspenstig waren, endeten sie als Opfer in irgendeinem Tempel. In Paynala gab es keine Menschenopfer, deshalb verstand ich nicht, was das bedeutete. Meine Mutter erzählte mir, daß die Priester im Norden den Opfern die Herzen mit Steinmessern aus dem Leib schnitten. Im Süden wurden die Opfer in tiefen, heiligen Brunnen ertränkt. Die gefesselten Menschen taten mir plötzlich leid, und ich wendete mich von ihnen ab und einigen kleinen Gegenständen zu, die die *pochtecas*, während sie mit meinem Vater plauderten, auf den Stufen des Palastes ausgebreitet hatten. Darunter befand sich ein merkwürdiger goldener Anhänger in Form einer zusammengeringelten Schlange mit Menschengesicht, die auf dem Kopf eine Feder trug. Ich fand ihn bezaubernd.

Ich war schon oft am Markttag dabeigewesen, wenn Leute aus entfernten Gegenden landwirtschaftliche Produkte und Waren brachten, und ich hatte das Prinzip des Tauschhandels begriffen.

Deshalb lief ich in den Garten hinter dem Palast, pflückte ein paar Blumen, zupfte den kleineren Händler mit der sichelförmigen Narbe auf der Wange am Mantel und bot ihm den Strauß im Tausch für den kleinen Schlangenmann an. «Der Anhänger ist mehr wert als ein Blumenstrauß», sagte er. «Aber vielleicht kauft ihn dir dein Vater.» Er wäre einen baumwollenen Mantel wert, fügte er hinzu, und ich war überglücklich, als mein Vater nickte. Der Händler legte mir den Anhänger auf die Hand und gab mir auch eine dünne, geflochtene Schnur; dabei zeigte er auf das Loch in dem Anhänger, durch das ich die Schnur fädeln sollte. Er machte meinen Vater auf seine Großzügigkeit aufmerksam und bemerkte, daß die Reise lang gewesen und daß er hungrig und durstig sei.

Ich folgte ihnen in den Palast und kniete mit meinem Vater, meiner Großmutter und den Händlern auf der Matte nieder. Meine Mutter brachte einen Tonkrug mit süßem Maiswasser, und sie alle tranken förmlich aus kleinen Tontassen. Es gelang mir, die Schnur in meinen Anhänger einzufädeln und ihn mir um den Hals zu hängen, aber dann konnte ich ihn nicht mehr sehen, und deshalb nahm ich ihn wieder ab, legte ihn vor mich auf die Matte und betrachtete entzückt den kleinen Schlangenmann.

An diesem Tag berichteten uns die Händler wirklich ungewöhnliche Neuigkeiten. Zuerst erzählten sie, daß im vorangegangenen Jahr der Aztekenherrscher Ahuitzotl der Grausame gestorben und ihm einer seiner Neffen, Montezuma der Zweite, gefolgt war. Das beeindruckte uns nicht sonderlich, aber ihre zweite Nachricht war tatsächlich höchst erstaunlich.

Kurz nach Montezumas Krönung waren bizarr aussehende Fremde weit im Süden über das Meer gekommen und an der Küste von Yucatán gelandet. Sie wohnten in großen Häusern, die auf dem Wasser ritten und Pfähle trugen, die hoch wie Bäume waren. An den Pfählen waren große Baldachine aus Stoff befestigt, die sich im Wind bauschten und die Fahrzeuge vorantrieben. Ein tapferer Häuptling, der in einem Kanu zu dem größten Schiff hinausgerudert war, berichtete, daß die bleichen Fremden bärtige Gesichter hatten und daß er ihre Sprache nicht verstanden hatte. Er hatte den Eindruck, daß sie nicht wußten, wo sie sich befanden; ihr Führer zeigte immerzu auf das Land und wiederholte dabei das Wort *Indien*. Der Häuptling antwortete jedesmal mit *Yucatán*. Schließlich wendete das

Schiff und segelte nach Osten, und er war verwirrt, ein bißchen erschreckt und froh darüber, daß sie offensichtlich nicht sein Land gesucht hatten. Die Beschreibung der fremden Seeleute faszinierte mich. Indianer kennen keinen Bart, deshalb bezeichnete der *pochteca* die Fremden als «blasse Männer mit langen Haaren im Gesicht».

«Falls sie überhaupt Männer sind», meinte der ältere *pochteca* und warf meinem Vater einen bedeutungsvollen Blick zu, «und, wie manche vermuten, übernatürliche Wesen.»

In diesem Augenblick hielt ich meinen Schlangenmann in die Höhe und ließ ihn hin und her schwingen, weil er in dem Licht, das durch die Türöffnung fiel, so merkwürdig glänzte.

«Seht euch Malinche an!» rief meine Großmutter, und ihr Finger zeigte auf meinen Anhänger. Alle starrten ihn an, so daß ich ihn noch schneller schwingen ließ. Dann lachte jemand nervös auf, und meine Mutter befahl mir, damit aufzuhören.

Mein Schlangenmann war eine Darstellung des Gottes Kukulcán, der großen gefiederten Schlange aus den alten Legenden. Vor Jahrhunderten hatte er menschliche Gestalt angenommen, und zwar als großer, weißhäutiger Mann mit dunklem Bart. Er war gütig und weise und aus dem fernen Osten über das Meer gekommen, um die Menschen vieles zu lehren; vor allem sollten sie die Menschenopfer aufgeben. Nach vielen Jahren war er wieder nach Osten gesegelt, hatte aber seinen weinenden Anhängern versprochen, daß eines Tages er selbst oder seine Nachkommen wiederkehren würden.

Es hatte Ix Chan beeindruckt, daß ich gerade jetzt den Anhänger, der diese Gottheit darstellte, geschwungen hatte, und es war ihr unheimlich. Warum hatte ich in eben dem Augenblick damit begonnen, in dem die merkwürdigen Besucher beschrieben wurden? War es ein Omen gewesen, weil die bärtigen Fremden demnächst das Ufer östlich von Paynala aufsuchen würden? «Ich bin verwirrt», gestand sie. «Seit ich auf der Welt bin, hat es nie einen Hinweis auf die Wiederkehr des Gottes gegeben. Das ist der erste.»

Der ältere *pochteca* nickte. «Ich stelle fest, daß Ihr intelligent seid, deshalb will ich Euch erzählen, daß Montezuma diese Nachricht auch nicht leichtnahm, als die Boten sie ihm überbrachten. Ein Priester aus dem Tempel unseres Kriegsgottes sagte mir, daß Montezuma viele Stunden lang die Sterne befragt hat, um zu erfahren, ob diese Fremden göttliche Wesen sind.»

«Und was haben ihm die Sterne gesagt?» wollte mein Vater wissen.

«Das weiß ich nicht. Ich meine nur, daß er sich darüber Gedanken gemacht hat.»

2 Die Nachrichten des *pochtecas* führten zu einer handfesten Auseinandersetzung zwischen meinem Vater und dem alten Hohenpriester. Ah Tok wollte, daß wir unsere Götter durch außerordentliche Maßnahmen gnädig stimmen sollten. Die bärtigen Fremden konnten an der Küste im Osten von Paynala auftauchen, oder der neue Herrscher der Azteken konnte beschließen, sein Gebiet durch neue Eroberungen weiter zu vergrößern und Futter für seinen Kriegsgott zu beschaffen. Wir sollten einen Sklaven kaufen und opfern und unseren Gottheiten so den stärksten Beweis für unsere völlige Ergebenheit liefern: ein menschliches Herz.

In der Ratssitzung, auf der Ah Tok versuchte, die Sippenältesten zu beunruhigen und für sich zu gewinnen, widersprach ihm mein Vater. Sein Großvater hatte vor langer Zeit sogar die Priester davon überzeugt, daß die Menschenopfer aufhören mußten. Für meinen Vater war schon der Gedanke an einen blutbefleckten Altar abstoßend. Wenn Herzen und Blut die Gunst der Götter erkaufen, sagte er, dann würde uns ein solches Opfer auf keinen Fall vor den Azteken schützen, weil wir nie so viele Herzen herbeischaffen könnten wie sie. Und was die geheimnisvollen Fremden betraf – vielleicht waren sie wirklich Abgesandte Kukulcáns, der gesagt hatte, daß auf seinem Altar nur Früchte und Blumen liegen sollten. Wir sollten diesem gütigen Gott weiterhin so gehorchen wie in den letzten Jahrzehnten, in denen bei uns Frieden und Wohlstand geherrscht hatten. Mein Vater setzte sich durch.

Einige Monate danach trafen drei verschreckte Flüchtlinge aus dem Norden ein und berichteten, daß eine aztekische Armee soeben in ihre Stadt eingedrungen war. Jeglicher Widerstand war sinnlos gewesen; ihre Krieger waren tot oder gefangen. Die Möglichkeit war nicht auszuschließen, daß die Azteken weiter nach Süden bis zu uns vordringen würden.

Mein Vater schickte alle Frauen, Kinder und alten Männer in die

Schwarze Höhle in den Hügeln westlich der Stadt. Ihr Eingang war durch Büsche und Felsen gut versteckt und konnte nur über eine schmale Hängebrücke erreicht werden, die über einen tiefen, reißenden Fluß führte. Beinahe viertausend Menschen zogen mit Nahrungsmitteln, Brennholz und Decken in die Höhle. Wir verbrachten dort traurige Tage. Vielleicht waren, wenn wir sie schließlich verließen, alle unsere Männer tot oder gefangen und unser Dasein als Volk für immer vorbei. Endlich hörten wir eine vertraute Stimme, die uns rief. Die Azteken waren gekommen und wieder gegangen. Der Herrscher von Paynala war nach einem kurzen, unblutigen Sieg Montezumas nur noch dessen Vasall.

Mein Vater hatte eine alte Taktik angewendet – die Stadt war verlassen, die Krieger lagerten in der Nähe im dichten Dschungel. Von einem hohen Baum auf einem Hügel aus hatte er beobachtet, wie die Azteken über die Flußstraße in die Stadt eindringen. Sie waren zahlreich wie Ameisen, überfluteten den Stadtplatz und die Wege, die von ihm ausgingen, und immer noch kamen Tausende und Tausende von der Küste herauf.

Ohne Schwert und Schild und ohne schwarz-rote Kriegsbemalung ging mein Vater allein in die Stadt; als Zeichen seines Standes trug er seine Federkrone. Er schritt über den Platz an den Aztekenkriegern vorbei zu den Stufen der Pyramide, auf der die Fahne des Kriegshäuptlings der Azteken flatterte. Er kannte nur ein paar Worte ihrer Sprache, gerade genug um sagen zu können «Taxumal beugt sich der Macht Montezumas». Er mußte niederknien, mit der Hand die Erde berühren und sie dann demütig an die Stirne führen. Man sagte ihm, daß von diesem Tag an bis zum Ende aller Zeiten Montezumas Steuereinnahmer alljährlich nach Paynala kommen würden. Wir mußten ihnen dann soviel Mais, Kakaobohnen, Baumwollmäntel und andere örtliche Erzeugnisse geben, wie sie verlangten. Sollten wir das einmal nicht tun, würden alle Bewohner Paynalas getötet werden. Zu unserem Glück war der Mais noch nicht reif. Die Azteken verschlangen alle anderen Lebensmittel und zogen dann ab; im Herzen meines Vaters und auch in dem meinen blieb nur das Gefühl eines unwiederbringlichen Verlustes zurück. Unsere Unabhängigkeit war für immer vorbei.

Aber wir hatten keine Zeit zum Grübeln, denn wir standen vor dem vordringlichen Problem, so viel Nahrung aufzutreiben, daß wir am

Leben blieben, bis der Mais reif war. Mit Ausnahme der kleinen Kinder sowie der Alten und Schwachen waren alle damit beschäftigt, neue Felder im Dschungel zu roden. Zu unserem Glück war der Boden fruchtbar und brachte zwei Maisernten jährlich hervor. Ein Mann mußte nur wenige Stunden täglich auf seinem Feld arbeiten, um eine fünfköpfige Familie ernähren zu können. Jetzt arbeitete er länger und schwerer, um zusätzlich Nahrungsmittel für Montezuma zu produzieren. Die unbeschwerten Zeiten waren vorbei.

Meine Großmutter kam auf die Idee, daß es für Paynala von Vorteil wäre, wenn sein Herrscher die Sprache der Eroberer so fließend sprechen lernte, daß er mit den Steuereintreibern verhandeln konnte. Wir alle kannten ein paar Worte Nahuatl, sprachen aber einen Maya-Dialekt. Die beiden Sprachen hatten nichts gemeinsam, denn sie waren vor langer Zeit bei zwei vollkommen verschiedenen Völkern entstanden.

Als die *pochtecas* etwa einen Monat nach unserer Unterjochung durch die Azteken wieder zu uns kamen, sagte ihnen mein Vater, daß er einen Sklaven kaufen wollte, der Nahuatl sprach. Sie hatten zwei bei sich, eine junge Toltekin, die als Köchin für eine adlige Familie in der von den Azteken beherrschten Stadt Texcoco gearbeitet hatte, und ihre kleine Tochter, die in meinem Alter war. Mein Vater wollte wissen, warum sie verkauft worden waren. Der ältere *pochteca* grinste listig und meinte, daß der Herr sich wahrscheinlich in die hübsche Sklavin verliebt hatte und die Herrin eifersüchtig geworden war. «Ich werde für das Kind nicht viel verlangen», sagte er, «ich bin großzügig, weil ich weiß, daß eure Gemeinschaft im Augenblick nicht viele Vorräte besitzt.» Aber er forderte dennoch die üblichen zweihundert Kakaobohnen und behauptete, daß er von einem reichen alten Kaziken in Tabasco wesentlich mehr hätte bekommen können, weil dieser eine Schwäche für Frauen aus fernen Zonen hatte.

Die Sklavin hieß Xochitl, ein gebräuchlicher aztekischer Name, der Blume bedeutete. Weil sie roh aus ihrem früheren Leben herausgerissen worden war, hatte sie Angst, daß es ihr noch einmal so ergehen könnte; sie war daher unterwürfig und bemühte sich, meine Mutter zufriedenzustellen. Das kleine Mädchen hieß Atotlotl, was Ibis bedeutet. Ich verkürzte es auf Ato.

Mein Vater und meine Großmutter verbrachten viele Stunden mit Xochitl, bis sie über einen ziemlich großen Schatz an Nahuatl-

Worten verfügten, und sie gewöhnten sich an, in dieser Sprache miteinander zu reden, was meine Mutter ärgerte. Mir fiel es nicht so schwer, Nahuatl zu lernen. Zuerst war die kleine Ato scheu und schweigsam, aber bald plapperten wir fröhlich miteinander, anfänglich jede in ihrer Sprache. Ato lernte die meine nur langsam, aber ich bemühte mich, die ihre zu erlernen, und schon nach wenigen Monaten lachte mein Vater und stellte fest, daß ich ganz zwanglos mehr Nahuatl gelernt hatte als er trotz all seines Aufwands.

Ato war genauso hübsch wie ihre Mutter; sie hatte die gleichen mandelförmigen Augen mit einer kleinen Falte im inneren Augenwinkel. Von ihr erfuhr ich, daß die blutdürstigen Azteken überraschenderweise unter ihren Gottheiten auch den freundlichen Gott verehrten, der Blut haßte, denn einmal zeigte Ato auf meinen Anhänger und behauptete, daß der Gott Quetzalcoatl hieß. Ix Chan bestätigte mir, daß der Gott tatsächlich zwei Namen besaß.

Ich hatte noch keine Geschwister, aber eines Tages – ich war damals fünf – sagte meine Mutter: «Du wirst bald einen kleinen Bruder bekommen.» Sie war in den letzten Wochen sehr fröhlich gewesen. Aber die Zeit verging, und kein Bruder erschien, so daß ich sie fragte, wann er denn kommen würde. Mittlerweile war der frohe Glanz aus ihren Augen verschwunden. Sie antwortete, daß es keinen Bruder geben würde, und als ich sie fragte, was mit ihm geschehen war, schickte sie mich fort.

Bedrückt ging ich in den Hauptraum des Palastes und hörte, wie mein Vater und meine Großmutter über eben dieses Geheimnis sprachen. Es war dämmerig, und sie sahen mich nicht, weil ich im Schatten der Türöffnung stand.

«Seit Malinches Geburt hat Chituche fünf Kinder empfangen und alle wieder verloren», sagte Ix Chan. «Dein Blut ist jetzt der Feind des ihren. Ich habe das schon früher erlebt. Sie wird dir kein lebendes Kind mehr schenken. Deshalb muß Malinche zum Herrscher von Paynala erzogen werden. Sie muß gemeinsam mit den Jungen an der Schule für junge Priester studieren, und ich werde versuchen, sie alles zu lehren, was ich weiß. Auch wenn sie noch so gut weben und Federn verarbeiten kann, nützt ihr das nichts, wenn sie mit Steuereinnehmern, Trockenheit, Erdbeben und Ah Tok zu tun hat.»

«Und was ist mit meinem jüngeren Bruder?»

«Dak Cho ist kein Führer; das weiß nicht nur er, sondern auch die

Sippenältesten, und alle Bewohner von Paynala wissen es.»

«Und Ah Tok? Er mag Frauen nicht.»

«Die endgültige Entscheidung liegt bei dir, nicht bei ihm. Du weichst meinem Vorschlag aus, weil du immer noch hoffst, daß Chituche dir einen Sohn gebären wird.»

«Ah Tok behauptet es jedenfalls. Er hat erst vor einer Woche vor ihren Füßen die heiligen Würfel der Prophezeiung geworfen.» Mein Vater klang hoffnungsvoll.

«Er ist kein sehr guter Prophet. Jede Hoffnung muß irgendeinen Anhaltspunkt in der Wirklichkeit haben. Das kann man von deiner Hoffnung auf einen Sohn nicht sagen.» Ihre Stimme wurde leiser. «Und was Prophezeiungen betrifft, habe ich in der Nacht, in der Chituche die erste Fehlgeburt hatte, eine starke Vision gehabt. Ich habe die erwachsene Malinche gesehen, die als der neue Herrscher von Paynala eine Rede vor ihrem Volk hielt. Das hat mich sehr erschreckt, weil ich geglaubt habe, es bedeutet deinen frühen Tod. Aber wie ich jetzt weiß, bedeutet es, daß du nie einen Sohn haben wirst, der deinen Platz einnehmen kann.»

«Es schadet sicherlich nicht, wenn Malinche die Priesterschule besucht.»

Ich trat aus dem Schatten. «Wenn ich über Paynala herrsche, werdet ihr beide mir dann helfen?» Ich wartete darauf, daß sie die beunruhigende Bemerkung über den Tod meines Vaters zurücknehmen würden.

Sie sahen einander bestürzt und traurig an. Dann sagte meine Großmutter: «Die Sippenältesten werden für dich einen Mann auswählen, der deiner würdig ist. Aber ein Herrscher kann nur von den Göttern Hilfe erhalten, und manchmal unterstützen auch sie ihn nicht.»

Als ich meiner Mutter erzählte, welches Schicksal mich erwartete, war sie nicht beeindruckt. «Frauen sind für andere Zwecke bestimmt, als eine Stadt zu regieren.» Sie hatte ihren Traum von einem Sohn noch nicht aufgegeben. Ich erfuhr das bald auf eine Art, die uns beide bestürzte.